

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist konzipiert als ein Beitrag zur Geistesgeschichte der modernen Stadtplanung. Im Zentrum meiner Argumentation steht die historische Entwicklung derjenigen Inhalte, Wert- und Zielvorstellungen planerischen Denkens und Handelns, die sämtlich in die Moderne eingegangen sind und von ihr aufgezehrt werden. Ihren Auftakt erlebte diese Entwicklung in der Renaissance. Damals wurde der Entwurf neuer Städte und Gesellschaftsordnungen nicht voneinander getrennt, sondern als eine „Wissenschaft“ begriffen, die sich aus der Fülle der Erkenntnisse zusammensetzte, die einzelnen humanistischen Gelehrten und universell gebildeten Architekten zu Gebote standen. Doch wuchs und gedieh das moderne okzidentale Planungswissen nicht nur auf dem breiten Fundament humanistischer Bildung, es war außerdem das Produkt jenes kritisch-utopischen Denkens, das auf der Schwelle zur bürgerlichen Gesellschaft den intellektuellen Aufstand gegen eine Welt zunehmender sozialer Kälte probte und sich dem Entwurf „glücklicher Gemeinschaften“ widmete. Mit dem Versuch, die sozialen Beziehungen der Menschen neu zu ordnen, bildeten die Planungsideen der Humanisten eine Vorstufe der Soziologie, der es von Anbeginn an um die rationale Gestaltung gesellschaftlicher Entwicklung ging. Entsprechend ist die Geistesgeschichte der Stadtplanung zugleich eine Geschichte des utopischen und des frühen soziologischen Denkens. Ein kritisch gegen die herrschenden Lebensverhältnisse gewendetes, zu phantasievollen Bildern eines gerechteren Daseins konkretisiertes, sozialphilosophisch fundiertes Wissen stand an der Wiege einer Disziplin, in der sich über Jahrhunderte hinweg die Sphären des Sozialen und Räumlichen in einer Art miteinander verschränkten, die kaum mehr etwas mit dem heute vorherrschenden pragmatischen Verständnis von Stadt- und Regionalplanung gemein hat.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen einzelne Vertreter der mit städtebaulichen Fragen befaßten Berufszweige, solche Inhalte aus der Stadtplanung zu eliminieren, die deren fachwissenschaftlicher Qualifizierung im Wege standen. Mit Hilfe dieses Raubbaus wurde der Städtebau allmählich zu einem eigenständigen Fachgebiet, das sich von Architektur, Ingenieur-

wesen, Denkmalpflege, Sozial- und Gesundheitspolitik unterscheiden ließ. Der imposante Wissenshorizont, der einst das Planen umging, konnte freilich nur um den Preis seiner gesellschaftskritischen, soziologischen und utopischen Aspekte zu einer an Hochschulen lehrbaren, auf die Aufgabenstellungen der staatlichen und kommunalen Bauverwaltungen zurechtgestutzten Fachdisziplin instrumentalisiert werden. Zu dieser Entwicklung trug eine den Praxiszwängen bereitwillig nachgebende, ihr eigenes Reflexions- und Theoriebedürfnis geringerschätzende Berufsauffassung bei, die gern auf die „Zumutung“ verzichtete, in städtebaulichen Maßnahmen die Veränderung der sozialen Verhältnisse mitdenken zu müssen. Dieser Umstand und die Tatsache, daß die wissenschaftlichen Vertreter der Stadtplanung von Anfang an wenig Interesse daran zeigten, die intellektuellen Traditionen ihres Lehrgebietes wachzuhalten, brachten es mit sich, daß im heutigen Fach Städtebau historisches Bewußtsein und geistesgeschichtliches Raisonement als reiner Luxus gelten. Vom überflüssigen Ballast kritisch-reflexiven Denkens wollte man eine aufstrebende Wissenschaft, in der sich künstlerische Ambitionen mit großem Realitätssinn paaren sollten, so rasch wie möglich befreien.¹ Dies fiel um so leichter, als es auch außerhalb der Disziplin kaum nennenswerte Versuche gab, eine Geistesgeschichte der modernen Planung zu entwerfen. Wohl könnte das große Vorbild einer solchen Arbeit, die sich schwerpunktmäßig mit der Entwicklung sozialräumlicher Utopien zu beschäftigen hätte, Ernst Bloch heißen, würden nicht die sozialen und architektonischen Träume, die in „Das Prinzip Hoffnung“ (1959) zum Thema gemacht werden, von einem rigiden interpretatorischen Schematismus beherrscht, der eher das starre Weltbild des Autors enthüllt, als die Gegenstände seiner Untersuchung zu erhellen. Bloch orientierte sein eigenes Denken dicht am Utopischen und versuchte schließlich, beides vor dem Verdacht des Autoritären zu retten, indem er mit der Unterscheidung von Freiheits- und Ordnungsutopien ignorierte, daß letztlich alles Planen Ausdruck eines Herrschaftswillens ist, der in den Utopien allenfalls maskiert auftritt. Der Hoffnungsphilosoph, der die Moskauer Prozesse als Aufbruch in eine schönere Zukunft gefeiert hatte, war durch die eigene, bis in die fünfziger Jahre hinein geltende Option für den Stalinismus viel zu sehr mit Blindheit geschlagen, um zwischen Freiheit und Ordnung differenzieren zu können. Er war dazu so wenig in der Lage wie Thomas Morus, Campanella und die vielen Utopisten nach ihnen, die keine freiheitlichen, sondern von Hunger und Not befreite Gesellschaften entwerfen wollten, denen sie ein von Grund auf neues soziales und städtebauliches Gewand auf den Leib zu schneidern trachteten. Nicht so sehr sollten bestehende Ordnungszwänge gelockert, als

vielmehr die als chaotisch empfundenen Lebensverhältnisse in eine neue, nach strengen Vernunftsregeln konstruierte Form gegossen werden. Doch wie bei der Betrachtung eines minuziös von Menschaufläufen und Kampfgetümmel erzählenden Gemäldes die völlige Abwesenheit von Bewegung, Lärm und Stimmen nur um so deutlicher auffällt, so erfriert alles Lebendige gerade in solchen Ordnungsvorstellungen, die ein möglichst detailliert gestaltetes, konkretes Abbild der neuen Gesellschaft und der neuen Stadt geben wollten.

Daß sich das „glückliche Leben“ mit Hilfe eines konkreten Bildes einfangen und wiedergeben läßt, ist der *Mythos*, in den das utopische Denken sich stets aufs Neue verstrickt, wenn es uns die Welt, die verändert werden soll, als bereits veränderte vor Augen führen möchte. Der *Logos* des utopischen Denkens beweist sich bei der Konstruktion dieser Bilder, beim Entwurf idealer Staaten und Städte, die in einzelnen Aspekten oft erstaunliche Vernunft beweisen, im Ganzen hingegen, als Darstellungen vollständiger, in sich geschlossener Welten, irrational sind. Geht auch das Glücksversprechen der Utopien in der ausgemalten Totalität „besserer Welten“ unter und verkehrt sich dort in sein Gegenteil, arbeiten andererseits die zum Scheitern verurteilten Versuche, das menschliche Zusammenleben in seiner Gesamtheit neu zu ordnen, ehrgeizig dem Experiment zu, den Traum von sozialer Gerechtigkeit in die Alltagspraxis zu überführen. Das in seiner Totalität und seinem Detailreichtum falsche Abbild des Utopischen bildet eine unersetzliche, gleichwohl stark einsturzgefährdete Brücke, die utopische Theorie und Praxis miteinander verbindet. Allein fragmentiert bleiben sich die in Bildern konkretisierten Menschheitsträume treu, wenn der Blick auf sie fällt wie auf die Bruchstücke eines zerstörten Freskogemäldes, dessen blasse Farben auf verwitterter Wand aufleuchten. Doch als Fragmente, in denen das Utopische anzuschauen ist, setzen sie ja das „falsche“ Ganze ausfabulierter Sozialutopien und durchgestalteter Idealstädte notwendig voraus.

Sprechen die Utopien zu uns von einzelnen Ideen, Innovationen und Reformen, durch die sich mehr Solidarität, Gerechtigkeit und größere Toleranz in Glaubensfragen etc. herstellen ließe, so vernehmen wir oft genug die Stimme der humanen Vernunft. Sie verbirgt sich überdies noch hinter so manchen aberwitzigen Vorstellungen über wissenschaftliche, technische und medizinische Fortschritte, mit denen die Utopisten sich der Lächerlichkeit preisgaben und dennoch oft genug recht behielten. In scheinbar konsistenten Systemen zusammengeschlossen, laufen aber die Gedanken der Utopisten am Ende immer wieder nur auf höheren Unsinn und tiefgreifende Zwänge hinaus. Letzterer wird man gewahr, wenn einem die gesamte mathematisch-

regelmäßige und lebensfeindliche Ordnungsstruktur sozialräumlicher Utopien in den Blick gerät. Doch springt den Leser das Zwanghafte oft genug auch in einzelnen Reformvorschlägen an, lugt fratzenhaft durch die Löcher des durch lange Jahrhunderte verschlissenen Mantels christlicher Nächstenliebe, den die Utopien sich umgeworfen haben, und mischt sich in Gestalt drakonischer Strafen für leichte Vergehen oder in Form strenger Reglements für intime Lebensvollzüge zwischen all das Gutgemeinte. Die Schwarz-Weiß-Zeichnung in Blochs Text spricht eine ähnlich gewalttätige und zugleich verstellte Sprache, wie sie den Utopisten seit jeher geläufig ist. Größte Vorsicht ist darum gegenüber Autoren am Platz, die verdächtig sind, wie der böse Wolf im Märchen Kreide gefressen zu haben, damit die Menschen hinter lockenden Versprechungen nicht die wahre Absicht der Texte, ihre Entmündigung, gewahren.

Die vorliegende Arbeit, die den Versuch einer nüchternen Kritik utopischen Planens unternimmt, gliedert sich in zwei Teile, die unter dem Titel „Planung utopischer Gemeinschaften“ und „Die Utopie wird praktisch“ je sechs Kapitel aufweisen. In ihnen wird ein historischer Bogen von den Idealstadtentwürfen der Humanisten bis hin zu den stadnutopischen Vorstellungen unseres Jahrhunderts gespannt. Die genannten Titel machen auf die beiden Eigenschaften sozialräumlicher Utopien aufmerksam, die seit ihrem ersten Auftreten nachweisbar sind, indessen mit unterschiedlicher Gewichtung. Im Zentrum desjenigen utopischen Denkens, das sich im Laufe meiner Argumentation als das „alte“ herausstellt, dominiert die Planung utopischer Gemeinschaften bzw. der Versuch, das menschliche Glücksverlangen in sozialphilosophisch ausfabulierten sowie städtebaulich und architektonisch durchgestalteten Lebensverhältnissen zur Anschauung zu bringen. Im Kern solcher Initiativen hingegen, die das Praktischwerden der Utopien befördern, keimt ganz allmählich der Gedanke, die im Bild idealer Gemeinschaften und idealer Städte erstarrten Visionen einer gerechten Welt in Gestalt flexibler Planungsprozesse zu verflüssigen, mit denen Spielräume für nicht prognostizierbare Entwicklungen eröffnet und zuguterletzt die bevormundeten Opfer der alten Utopien zu den selbstbewußten Subjekten künftiger Planungen emanzipiert werden sollen. Das alte utopische Denken schuf die Diktatur der Philanthropen, die seit Jahrhunderten zur schier uneinnehmbaren Festung wurde; das neue utopische Denken läuft hiergegen erst seit wenigen Jahrzehnten Sturm, und es läßt sich noch lange nicht absehen, wer in dieser Auseinandersetzung obsiegen, wer unterliegen wird.

Die beiden ersten Kapitel lassen sich als Einleitungen in zentrale Motive des utopischen Denkens lesen, dessen architektonische Ergebnisse im ersten

und sozialphilosophische Verlautbarungen im zweiten Kapitel Thema sind. Von der Unwirtlichkeit schlüsselfertig geplanter Trabantenstädte und Großwohnanlagen ausgehend, werden gezielte Streifzüge in die Geschichte der Idealstadt- und Idealstaatplanung unternommen. Sie sollen verdeutlichen, daß die Utopisten ihr spezielles Glück darin fanden, die Harmonie der Gemeinschaften, die sie konstruierten, mit strengen Reglements zu stören. Wohl stehen diesen herrliche Versprechungen gegenüber: nur wenige Stunden Arbeit am Tag, sexuelle Freuden, eine robuste Gesundheit und verlängerte Lebenszeit und was dergleichen Dinge mehr sind, indes wurde dies alles in Unkenntnis des dazu erforderlichen Niveaus der Produktivkräfte formuliert. Man glaubte, es genüge das erlösende Wort der Mächtigen der Welt, und die utopischen Wunschträume würden wahr werden. Den starken Arm zu suchen, der durchsetzt, was das utopische Denken befiehlt, war allerdings eine trostlose, zuweilen gar selbstmörderische Angelegenheit.²

Trotz der Rückschläge, die sie hinnehmen mußten, fühlten sich die utopischen Sozialisten der Erfüllung ihrer Träume nahe. Entsprechend statteten sie ihre Zukunftsprogramme mit genauen Handlungsanweisungen aus, die sich ebenso auf architektonische wie auf soziale Fragen bezogen. Cabet schilderte mit Ikara die erste bis in die Wohnungseinrichtungen hinein detailliert entworfene Industriemetropole, die sich bei näherem Hinschauen als eine überdimensionierte Gartenstadt entpuppt. Fourier konzentrierte sich statt dessen auf die Konzeption einer multifunktionalen Gemeinschaftsarchitektur, in der die Abschaffung der Stadt in dem Maße beschlossen ist, indem das Phalanstère selbst schon eine kleine Stadt imitiert. Der antistädtische, zivilisationsfeindliche Zug des utopischen Denkens, den Fourier selbst auf die Spitze trieb, schien ihn gleichwohl als ein großes Problem zu beschäftigen und ebenso die Tatsache, daß die Utopien die Forderung des Einzelnen nach Selbstbestimmung stets unterdrücken halfen und einen Begriff von sozialer Solidarität und räumlicher Umwelt entwickelten, der den Mitgliedern utopischer Gemeinschaften „das große Opfer der individuellen Bewegungsfreiheit“ (Plessner 1972 S. 53) abverlangt.

Campanella hatte dieses Problem auf höchst erschreckende Weise gelöst, indem er seinen Sonnenstadtbürgern die unterscheidenden Körpermerkmale und Charaktereigenschaften genetisch austreiben und zum Ersatz die „Civitas“ zur Individualität verbürgenden „Signoria“ verklären wollte. Fourier verspürte demgegenüber wenig Lust dazu, solidarisches Handeln in Art der „Widerpenstigen Zählung“ durchzusetzen. Leichtfertig setzte er individuelles mit solidarischem Handeln gleich, sofern beides sich im Rahmen jenes komplexen Handlungssystems verwirklichte, das er aus der „harmonischen Gravitation“

sämtlicher menschlicher Neigungen und Eigenarten abgeleitet hatte. Mit der Architektur der „neuen Liebeswelt“, die das Ordnungsstreben der Utopisten auf den Gipfel der Absurdität führte und von dort einen faszinierenden Blick aufs Panorama der Moderne freigab, schließt der erste Teil einer Arbeit, die vom Mißlingen utopischer Planungen und von der grandiosen Selbstüberschätzung ihrer Urheber erzählt.

Utopien wollten von Anfang an praktisch werden, doch gelang es ihnen nicht. Weder war mit aufgeschlossenen Monarchen, noch mit Pariser Bankiers die Welt zu verändern. Als sich jedoch in Städten wie Manchester und Lyon die neue Klasse des Industrieproletariats formierte und das utopische Denken in den Sog der Arbeiterbewegung geriet, eröffneten sich Chancen seiner Realisierung. Zuvor hatten schon einige der nach Nordamerika ausgewanderten protestantischen Sekten vereinzelt die Probe auf die Gütergemeinschaft gemacht und, wie Engels beschreibt, großen materiellen Gewinn davongetragen. Im siebten Kapitel ist hiervon die Rede und davon, daß im Marxschen Denken sich eine bedeutsame Korrektur des Planungswillens der utopischen Sozialisten anbahnte. Von nun an sind diese und ihre Vorläufer als die Protagonisten des alten utopischen Denkens charakterisierbar. Zum neuen Motiv utopischer Reflexion entwickelte sich die Forderung, daß die unterdrückte Menschheit selbst über sich zu bestimmen habe. Marx erklärte, erst müßten die Opfer sozialpaternalistischer Bevormundung sich zu den Akteuren einer radikalen Umwälzung der herrschenden Lebensverhältnisse emanzipieren, damit die Utopie einer gerechten Welt Wirklichkeit werden könne. Konzentrierte das alte utopische Denken sich auf die Aufgabe, was alles auf der Welt verbessert werden muß und wie, widmete sich das neue utopische Denken primär der Frage, wer diese Veränderung herbeizuführen imstande ist und wann.

Durch die Erfolge der Arbeiterbewegung beeindruckt, wollten die Verfasser sozialräumlicher Utopien ihre Ideen nicht länger nur aufgeschlossenen Mäzenen feilbieten, sondern begannen Verbündete auch unter den führenden Arbeiterfunktionären zu suchen. Zola hat in seinem Roman „Travail“ (1901) diese Suche in Form eines Klassenkompromisses beschrieben, bei dem ein Vertreter des Kapitals, der technischen Intelligenz und der kommunistisch gesinnten Arbeiterschaft sich zum gemeinsamen Handeln zusammenfinden. Die als Fortsetzungsroman konzipierte Erzählung Zolas, in der die planvolle Entwicklung der neuen Industriestadt „Beauclair“ als ein von den Ideen Fouriers inspiriertes Reformprojekt geschildert wird, ist Thema des neunten Kapitels. Liest sich auch „Travail“ stellenweise wie ein in kitschige Farben getauchter Liebesroman, kann man darin ebensogut ein etwas allzu dick

geratenes Handbuch für anarchosyndikalistische Selbsthilfeprojekte sehen. Im ganzen gesehen bildet freilich der emanzipatorische Gedanke der Siedler-Selbsthilfe erst nur den zurückhaltenden Basso continuo zur Festouvertüre jenes Planerehrgeizes, der die Hauptperson des Romans charakterisiert. An deren bewundernswertem Tatendrang orientiert sich Zolas Erzählkunst weit mehr als am selbstbestimmten Handeln der Arbeiter Beauclairs.

Mit den Ausführungen zu Tony Garnier schließt sich der Kreis einer Argumentation, die gleich im ersten Kapitel mit dessen „Cité industrielle“ eine entscheidende Wegmarke der Genese moderner Stadtplanung präsentiert. Durch Garniers Planung erlebte die Diktatur der Philanthropen in der Moderne ihren ersten städtebaulichen Höhepunkt. Nicht der freiwillige Schluß zwischen utopischen Sozialisten, reformfreudigen Unternehmern und aufbegehrenden Arbeitern hatte, wie Zola dies wünschte, das Praktischwerden der Utopie im großen Maßstab ermöglicht, sondern die Zusammenarbeit des sozialistischen Bürgermeisters von Lyon mit einem politisch gleichgesinnten Architekten von großer visionärer Begabung. Es blieb nicht bei diesem Einzelfall, den die Kooperation von Edouard Herriot und Tony Garnier beschreibt, doch gilt es festzuhalten, daß die Planungspraxis der „roten Kommunen“ nichts daran änderte, daß die Masse der Stadtbevölkerung weiterhin Objekt dressierender Verwaltungsakte blieb. Was sich unter sozialdemokratischer Politik veränderte, das war die großzügigere und planmäßigere Versorgung der Städte mit Arbeiterwohnungen, Schulen, Kindergärten, Krankenhäusern, öffentlichen Verkehrsmitteln und Grünanlagen. Eine um diese Funktionen angereicherte, nach den Rationalitätskriterien der industriellen Produktion durchstrukturierte Planung fand in der „Cité industrielle“ ihre bis dahin anschaulichste und umfassendste Darstellung.

Wie sehr von hier aus, vom Ideal der zonierten, funktional entmischten und durchgrünten Stadt, Signale für die moderne Planung ausgegangen sind, legt das vorletzte Kapitel dar, in dessen Mittelpunkt die „Charta von Athen“ steht. Es wird zu erklären versucht, daß es einen inneren Zusammenhang gab zwischen der in der modernen Stadtplanung sedimentierten Zivilisationsfeindschaft utopischen Denkens und der Generalprobe, die das Dritte Reich und der von ihm angezettelte Weltkrieg auf den Untergang des Abendlandes machten. Mit der Vernichtung der Kulturzeugnisse der Vergangenheit sah die Moderne ihre Stunde gekommen: Die Bomben hatten Tabula rasa gemacht mit der alten Stadt, hatten sie ausradiert wie zuvor schon die zeichnenden Utopisten. In der Hoffnung auf die Neue Stadt, die wie ein Phönix aus der Asche entstehen sollte, verwischte sich die Trennlinie zwischen denjenigen Planern, die zu den Kriegstätern, und denen, die zu den Kriegsopfern

zählten. Als jedoch die ersten Ergebnisse einer hastig vollzogenen Wiederaufbauarbeit zu besichtigen waren, setzte mit der Kritik an verpaßten Chancen zugleich auch eine Diskussion über die Demokratisierung der Planung ein, die erstmals in den zwanziger Jahren auf breiterer Ebene geführt worden war. Zum wortgewaltigsten Verfechter radikaler Planungsdemokratie schwang sich der Architekt und Schriftsteller Max Frisch auf. In ihm fand das neue utopische Denken, der Kampf gegen Planerhochmut und autoritärer Philanthropie, einen engagierten Anwalt.

Die aktualisierende Erinnerung an Frischs Bemühungen beendet den Versuch, trotz einer die engen Fachgrenzen des Städtebaus überschreitenden Darstellung nicht nur Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler anzusprechen, sondern ebenso praxisorientierte Stadtplaner, die ihren Aufgaben selbstkritisch nachgehen. Ihr gegen eingefahrene Denkgewohnheiten aufbegehrendes Handeln soll mit brauchbaren Argumenten untermauert werden. Immerhin kämpft ja der „kritische Planer“ gegen zwei Fronten, gegen eine innere und eine äußere. Letztere wird von all denen gebildet, die städtebauliche Planungsprobleme stets in spektakuläre Bauprogramme umzudeuten suchen und insgesamt die Stadt mit einer grandiosen Architekturaufgabe verwechseln, die gesellschaftstheoretische Reflexionen oder Beteiligungswünsche von seiten der Bürgerschaft als äußerst hinderlich ansieht. Die andere Abwehrfront gegen ein kritisches Planungsverständnis erstarkt in den ambitionierten Planern selbst mit jeder Niederlage, die sie im Kampf um nicht marktgängige Projekte und experimentierfreudige Planungsprozesse in einer Zeit einstecken müssen, in der die öffentliche Hand rapide an Geld und Einfluß verliert. Mit dem Trend einer „Architekturisierung“ des Städtebaus und mit den leeren Stadtkassen schwindet auch die innere Bereitschaft der Planer, sich auf Dauer einer vom Druck der Verhältnisse diktierten Planungspraxis zu widersetzen. Parallel hierzu wächst die Gefahr, daß das alte utopische Denken in Gestalt neuer Großplanungen in einer Weise Fuß faßt, bei der die gesellschaftskritische Motivation, von der ein Garnier noch ganz erfüllt war, völlig in den Hintergrund gerät. Auf den nächsten Seiten wird hiervon die Rede sein und deutlich werden, was die aktuellen Beweggründe waren, die zu dieser Arbeit führten.